

Mutterschaft
und Mütter

Inhalt.

Erster Teil.

Die Mutter der Natur- und Halbkulturvölker.

	Seite
1. Kapitel. Die Mutterschaft	1
2. Kapitel. Geburt des Kindes	20
3. Kapitel. Mutterliebe	31
4. Kapitel. Pflege und Erziehung der Kinder	39
5. Kapitel. Kindesmord und Kindesstod	59

Zweiter Teil.

Die Mutter der Kulturvölker.

1. Kapitel. Mütter	70
2. Kapitel. Mutterglück	100
3. Kapitel. Einfluß der Mutter	111
4. Kapitel. Mutterschmerz	153
5. Kapitel. Die Mutter im Stede	167

Dritter Teil.

Die Mutter in der Geschichte.

1. Kapitel. Die Mutter in der Bibel	194
2. Kapitel. Die Mutter bei den Griechen	212
3. Kapitel. Die Mutter bei den Römern	237
4. Kapitel. Berühmte Frauen als Mütter	274
5. Kapitel. Mütter berühmter Männer	340

Benutzte Literatur	417
------------------------------	-----

Fünftes Kapitel.

Kindesmord und Kindestod.

„Die Sitte, neugeborene Kinder umzubringen, kann auch als seltsamer Ausdruck der Mutterliebe gedeutet werden.“
Dr. Pioß.

Eine dunkle Seite im Leben der Naturvölker bildet die grausame Sitte der Tötung neugeborener Kinder. Den Einflüssen der Kultur ist es wohl gelungen, dieselbe hier und da abzuschwächen, mit der Einführung des Christentums wurde sie in manchen Ländern sogar abgeschafft, doch ist sie, im allgemeinen, bei den meisten Naturvölkern, wie auch bei manchen halbkultivierten, noch im vollen Schwange. Sie hat in der Lebensweise dieser Völker, in ihrem Aberglauben, in ihren Gebräuchen und Gewohnheiten so feste Wurzeln gefaßt, daß sie schwer auszurotten ist. Das Recht über Leben und Tod des Neugeborenen steht überall den Eltern zu, und diese stehen in ihren sittlichen Anschauungen auf einer so niedrigen Stufe, daß sie nicht begreifen können, warum Europäer an der Ausübung dieses Rechtes Anstoß nehmen können. Zu der großen Liebe und Zärtlichkeit, welche unkultivierte Völker nicht nur den eigenen, sondern auch fremden Kindern entgegenbringen, bildet dieser grauenhafte Brauch jedoch einen grellen Kontrast, welchen der Umstand, daß die Mutter oft selbst ihr neugeborenes Kind tötet, noch bedeutend verschärft.

Bei den australischen Völkern wetteifern Eltern und Geschwister, dem neugeborenen Kinde, dem das Leben bewilligt wird, Liebe und Zärtlichkeit zu erweisen. Ein liebevoller Zug spricht sich ferner in dem Brauche aus, nach welchem die Eltern südaustralischer Stämme sich ihres Namens entäußern und sich nur nach dem Kinde nennen. Wenn das Kind z. B. Kvolmatinye heißt, so gilt dieser Name für beide Eltern; nur wird für den Vater das Wörtchen *armi* (Vater), für die Mutter *annife* (Mutter) beigefügt. Auch wird den kleinen schwarzen Lieblingen so viel Nachsicht geschenkt, daß sie niemals bestraft werden, wenn sie sich eines Vergehens schuldig machen; die Mutter, die dieses Gesetz verlegt, muß

sogar befürchten, von dem Vater ihres Kindes geächtet zu werden. Und doch ist es ihr gestattet, den neugeborenen Sprößling, dem sie in einem „Busch“ das Leben geschenkt, sofort zu töten. Ihr steht das Recht zu, den entscheidenden Spruch über Leben und Tod des Kindes zu fällen; ob sie es erhalten oder vernichten soll — das ist überhaupt die erste Frage, die sie gleich nach seiner Geburt an sich richtet.

Die Indianer hegen eine große und überaus zärtliche Liebe für ihre Kinder; tritt Hungersnot ein, so bekommen sie das meiste und beste, Mütter stürzen sich in jede Gefahr für sie, und Ellis erzählt einen rührenden Fall, „in welchem sich beide Eltern stritten, wer von ihnen ihrem Kinde unentbehrlicher sei, als der sinkende Kahn nur noch eines von beiden zu tragen vermochte. Jedes von ihnen wollte das Opfer sein.“* Doch nicht nur für die eigenen, sondern auch für fremde Kinder empfinden die Indianer wahre Zuneigung und beklagen, wenn eines der letzteren stirbt, seinen Tod mit aufrichtiger Trauer. Sie beanspruchen aber auch dasselbe Mitgefühl von ihren Nächsten. Waiz berichtet, wie ein Indianer, der unter Weißen lebte und von diesen bei dem Tode seines Kindes keine Teilnahme erfuhr, seine Farm aufgab und von ihnen wegzog; sein Kind grub er aus und trug es zweihundert Meilen zu den Canada-Indianern. Bei aller Aufopferung und allem Zartgefühl, das die Eingeborenen bekunden, fehlt es ihnen doch an eigentlichen Rechtsbegriffen, und die Mutter opfert auch hier das Neugeborne, wenn es ihr notwendig erscheint, wenn ihr mit seiner Ankunft eine Bürde erwächst, welcher ihre Kräfte nicht gewachsen sind.

Auch bei den afrikanischen Völkern besteht, ob sich auch viele durch ein schönes patriarchalisches Familienleben und durch große Liebe für ihre Kinder auszeichnen, der Kindesmord, doch wird er dort mehr aus Aberglauben als aus Not verübt, da diese bei jenen Völkern, die Ackerbau betreiben, seltener vorkommt. Aber auch bei halbkultivierten Völkern, wie bei den Chinesen, den Indiern und manchen asiatischen Nomaden ist der Kindesmord, trotz aller Einflüsse europäischer Kultur, noch nicht abgeschafft.

* Waiz.

Die grauenerregende Sitte, welcher jährlich viele tausende von Kindern geopfert werden, stützt sich auf mancherlei Gründe. Einer der wesentlichsten ist der Aberglaube. Derselbe schreibt nämlich alle außergewöhnlichen Erscheinungen der Natur der Einwirkung böser Geister zu und betrachtet sie als unheilbringend. Daher werden alle Mißgeburten, alle Kinder, die nicht regelmäßig entwickelt sind, oft auch solche, die mit einem Zahn zur Welt kommen, getötet. „Bei den Somali läßt man sie am Leben, doch bleiben sie ein Gegenstand der Furcht und des Aberglaubens.“* Gegen Zwillinge haben die meisten Naturvölker einen Abscheu. Ihre Geburt gilt bei vielen als Unheilsdrohung oder als Schande. Die arme Indianermutter, die Zwillinge zur Welt bringt, wird von den andern Frauen verspottet, von ihrem Manne, der sie fälschlich der Untreue beschuldigt, oft sogar geschlagen. In den meisten Fällen wird von den Zwillingen eines der beiden umgebracht; denn der Aberglaube, daß beide sterben müßten, wenn man beide am Leben ließe, ist allgemein vorherrschend. Cameron, der gründliche Afrikaforscher, berichtet, wie er bei den Watuta, einem räuberischen Volke, zum erstenmal in Afrika eine Mutter mit Zwillingen gesehen, und Lady Barker berichtet ausführlich über ein Gespräch, das sie mit einer Kaffernfrau führte und in welchem sie an diese die Frage stellte, ob es denn unabwendbar sei, daß einer der Zwillinge geopfert werden müsse? Die schwarze Frau bejahte dies entschiedener Weise und fügte hinzu: „Ließe man beide Kinder am Leben, so würden sie elende, schwächliche Geschöpfe, die dann doch bei der ersten Gelegenheit stürben, auch wäre es eine schlechte Ökonomie, zwei Säuglinge auf einmal aufziehen zu wollen.“ Sie gestand, daß sie einmal, als die Zwillinge ein Knabe und ein Mädchen gewesen, in arge Verlegenheit gekommen wäre, da ja beide später von Nutzen sein konnten. „Ich dachte an die Küche, die ich für das Mädchen kriegen würde,“ sagte sie, „aber dann dachte ich wieder an den Lohn, den der Knabe verdienen könnte, und wußte nicht, was ich machen sollte. Aber das Mädchen schrie mehr als sein Bruder, und so brachte ich es um. Der Knabe

* Dr. Bloß.

ist zu einem tüchtigen Burschen herangewachsen und verdient viel Geld.“

Sporadisch, nur bei einzelnen afrikanischen Völkern, wird die Geburt von Zwillingen, namentlich wenn diese männlichen Geschlechtes sind, als eine willkommene Erscheinung begrüßt; in diesen Fällen läßt man beide Kinder am Leben und erfreut die Mutter mit Geschenken. Das freudige Ereignis wird mit Festlichkeiten gefeiert. Auf Madagaskar fallen jährlich tausende von Kinderleben dem Aberglauben zum Opfer. Man bezeichnet nämlich alle Kinder, welche im März und im April, in der letzten Woche jeden Monats, an den Mittwochen und Freitagen des ganzen Jahres zur Welt kommen, als Unglückskinder und bestimmt sie zum Tode oder zur Aussetzung. Im letzteren Falle lassen zärtliche Eltern die ausgelegten Kleinen durch Sklaven retten und opfern statt derselben Ochsen und Schafe.

Nächst dem Aberglauben ist die Not ein wichtiger Faktor, der bei dem Kindesmord entscheidend mitwirkt. Den Wilden bereitet es immer Schwierigkeiten, eine große Familie zu erhalten, weil sie sich nicht leicht die nötigen Lebensmittel verschaffen können. Da sie aller technischen Kenntnisse und aller industriellen Hilfsmittel entbehren, so sind sie nur auf die Freigebigkeit der Natur angewiesen; erweist sich diese zu karg, fehlt es an ausgiebiger Jagdbeute, so entsteht leicht eine Hungersnot. Auch fällt es der Mutter schwer, den Säugling aufzuziehen, wenn das jüngste Kind noch zu sehr ihrer Pflege bedarf; wenn dieses noch nicht laufen kann, so wird das Neugeborene meist geopfert, weil sie mit aller beweglichen Habe und mit zwei Kindern belastet, ihrem Manne nicht leicht auf seinen Wanderzügen folgen könnte. Man sieht daher unter den Wilden selten eine Kinderchar, die sich wie Orgelpfeifen ausnehmen; zwischen den Geschwistern ist fast immer ein Abstand von drei bis vier Jahren. Die australischen Eingeborenen sind reich mit Nachkommenschaft gesegnet, doch „spielen selten mehr als zwei Kinder vor der Wurley eines Schwarzen.“* Das Zweikindersystem ist überhaupt bei vielen Naturvölkern sehr beliebt; auf einigen Karolinen-Inseln durfte in früheren Zeiten — wegen Unfruchtbarkeit

* Jung.

der Inseln — keine Frau aus dem Volke mehr wie drei Kinder aufziehen, die andern mußten lebendig begraben werden. Hier vollzog sich in unbewußter Weise die Malthus-Lehre, nach welcher die Eltern nicht mehr Kindern das Leben schenken sollen, als der Boden ihres Landes zu erhalten vermag.

Auch schwächliche Kinder sind bei den Naturvölkern meist dem Tode verfallen; da diese nicht widerstandsfähig sind und ihr Fortkommen in der Zukunft in Frage gestellt ist, so will man sich der Mühe, sie aufzuziehen, entheben. Bei den Negern der Landschaft Fetu an der Goldküste wird, aus ähnlichen Gründen, das Kind untersucht; hat es einen Fehler, so wird es getötet. In Australien werden auch alle Kinder unverheirateter Personen, sowie halbblütige geopfert; im Seen-Gebiete werden sogar 30 Prozent der Neugeborenen gemordet. Diese Massentötungen, sowie die große Kindersterblichkeit unter den Naturvölkern führt das allmähliche Aussterben der Eingeborenen Australiens, sowie jenes der nordamerikanischen Indianer herbei. Der instinktive Selbsterhaltungstrieb kommt bei diesen Völkern nicht zur Geltung, und Schopenhauers Theorie, nach welcher die Liebe nur ein Strategem der Natur ist, welche den Menschen antreibt, nur ihre großen Zwecke — die Erhaltung der Gattung — zu fördern, findet hier eine entschiedene Widerlegung.

Von der Zahl der neugeborenen Kinder, welche das kaum erblickte Licht der Welt mit dem Dunkel des Grabes vertauschen müssen, ist die der Mädchen ungleich größer, als die der Knaben. Überall entschließen sich die Eltern leichter, einen weiblichen Sprößling zu opfern, als einen männlichen; nur bei einzelnen afrikanischen Völkern läßt man lieber die kleinen Mädchen am Leben, weil sie bei ihrer Verheiratung den Eltern einen Kaufpreis sichern. Bei den Guanäs töten die Mütter den größten Teil ihrer Töchter, in der Meinung, dadurch das weibliche Geschlecht zu vermindern und demselben ein besseres Los zu schaffen. Und wie Azara erzählt, haben die Frauen in der Tat bei den ackerbauenden Guanäs im ganzen ein besseres Los, als bei andern Indianern.

Der Mädchenmord ist jedoch nicht nur unter den Naturvölkern, sondern auch bei einzelnen Halbkulturvölkern, wie bei den

Indiern und den Chinesen, sehr gebräuchlich. Man berechnet, daß früher unter dem Hindustamm der Radschumares, welcher 125 000 Köpfe zählte, jährlich gegen 8000 Mädchen getötet wurden. In Ceylon übertrafen 1821 die männlichen Kinder die weiblichen um 20 000. Dr. Jung, welcher eingehende Studien über den Mädchenmord in Indien angestellt, erzählt, daß noch heute in der dortigen Aristokratie wenig Töchter zu finden sind. Den Engländern, welche der grausamen Sitte entgegenzutreten versuchten, wurde die stete Antwort von seiten der Eltern erteilt: „Bezahlt uns die Mitgift unserer Töchter und wir werden sie leben lassen!“ Bei dem Stamm der Toda, einem Hirtenvolk der Nilgherry-Gebirge (Indien) wird in jeder Familie nur ein Mädchen am Leben gelassen, die andern werden erdroffelt.* Bei den Thakurs, welche ebenfalls die Zahl der Mädchen vermindern wollen, werden die Neugeborenen nicht selten durch den milchigen Saft der Madar-pflanze getötet.** Doch wird der Mord nicht von der indischen Mutter, sondern von Männern, die dazu bestellt sind, ausgeführt.

Erst mit der energischen Einführung eines Gesetzes, welches im Jahre 1870 in Kraft trat und mit unnachsichtlicher Strenge geübt wird, wurde dem barbarischen Treiben Einhalt geboten, doch ist es noch keineswegs ausgerottet.

In China ist der Kindesmord nicht ungebräuchlich, wenn ihn das Gesetz auch verbietet und die gebildete Klasse ihn verabscheut. Auch hier werden meist Mädchen geopfert; von einem Knaben trennt sich die chinesische Mutter schwer, das neugeborene Mädchen ersticht sie aber nicht selten mit feuchter, in den Mund gelegter Asche.*** Meistens werden die kleinen Mädchen jedoch ausgesetzt und von christlichen Missionaren gerettet. Der Mord durch Aussetzung ist jedoch auch bei vielen Naturvölkern, welche sich scheuen, Hand an das Kind zu legen oder es lebendig zu begraben, sehr üblich; die neugeborenen ausgesetzten Eskimokinder finden ihren Tod durch Erfrieren, andere werden dem Hungertode und den wilden Tieren preisgegeben. Zuweilen legt man sie zur Zeit

* Hellschwarz.

** Schlagintweit.

*** Scherzer.

der Ebbe an den Meeresstrand, daß die Flut sie hinwegspüle, und dieses Verfahren erscheint unter den grausamen Arten, sich des Kindes zu entledigen, als die mildeste. Immerhin ist es Kindes-
tötung; und immer steigt die Frage auf, wie es möglich sei, daß jene Mütter, welche in ihrer Liebe für ihre am Leben erhaltenen Kinder an Hingebung und Aufopferung den besten Müttern der Kulturvölker gleichkommen, an diesem Verbrechen Anteil haben oder es gar selbst verüben.

Vielleicht fallen bei näherer Betrachtung einige veröhnende Streiflichter über die tiefen Schatten — — —. Vielleicht erscheint uns die verbrecherische Sitte weniger abscheuerregend, wenn wir bedenken, daß sie schon bei vielen Völkern des Altertums, welche in ihrer Kultur die Naturvölker so hoch überragen, üblich war. Bei den Ägyptern, Phöniziern, Persern und Arabern war der Kindesmord nicht nur gestattet, sondern sogar kulturgemäß bei bestimmten Opfern vorgeschrieben. Dem Geiste des israelitischen Volkes widersprach der Kindesmord und er wurde zu rituellen Zwecken niemals verübt. Bei den alten Griechen war das Aussetzen der Kinder sehr gebräuchlich; bei den Spartanern, welche einen großen Wert auf die physische Entwicklung des Kindes legten, wurden alle schwachen und mißgestalteten Kinder in einen Abgrund am Berge Taygetos geworfen. Im alten Rom wurden unter Tarquinius Superbus der Göttin Mama Massen von Kindern geopfert. Den Römern wie den alten Germanen war das Aussetzen der Kinder nicht fremd. Erst mit der Einführung des Christentums wurde den Neugeborenen das Recht des Lebens verbürgt.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß nebst den Ursachen des Aberglaubens und der Not auch psychologische Motive mitpielen, ob diese auch schwächerer Natur sind. Man glaubt den Göttern von dem Liebsten, was man hat, ein Opfer darbringen zu müssen, auch will man dem Kinde das Elend des Lebens ersparen; namentlich schafft die arme Mutter, die ein elendes, überbürdetes Dasein führt, ihr neugeborenes Mädchen mit leichtem Herzen aus der Welt. Die Macht der Gewohnheit übt ferner ihren gewaltigen Einfluß auf die Menschen und ihr Rechtsbewußtsein; die Mutter,

die als Kind schon Kenntniss von der Ermordung ihrer neugeborenen Geschwister hat, die jahrelang die grauenhafte Kunde von Kindesstötungen vernimmt, wird, wenn sie sich einmal die Frage stellt, ihr eigenes Kind zu töten oder am Leben zu lassen, dem Impuls des Augenblicks leicht nachgeben und ohne Widerstreben das Verbrechen verüben, wenn es ihr notwendig erscheint. Auch ist das Weib, das arme unterdrückte Geschöpf, zuweilen von dem Beschlus ihres Mannes oder ihres Stammes abhängig und dürfte kaum wagen, ihren eigenen Willen geltend zu machen. Der Umstand, daß manche Naturvölker bei der Leiche eines getöteten Kindes dieselben Klagen anstimmen, wie bei der eines Kindes, das eines natürlichen Todes starb, ist ferner ein Beweis, daß sie das Verbrechen weniger aus Rohheit und Barbarei, als aus Gewohnheit und Not verüben. Gemildert erscheint uns auch die grauenhafte Sitte, wenn wir bedenken, daß viele Mütter der Kulturvölker ihre Kinder roh und grausam behandeln und sie dadurch oft einem langsamen Siechtum preisgeben.

Wenn wir den Kindesmord der Mutter bei den Naturvölkern auch verabscheuen, so müssen wir doch zugeben, daß die angeführten Gründe denselben wohl nicht rechtfertigen, ihn jedoch in milderem Lichte erscheinen lassen. Und wenn wir die Mutter in ihrem großen Schmerze um das ihr durch den Tod entriessene Kind betrachten, so werden wir ihr wieder unsere volle Sympathie zuwenden. Bekanntlich ist die Kindersterblichkeit bei den Naturvölkern eine große, weil bei der Erkrankung des Kindes die eigentliche Hilfe fehlt. Die arme Mutter steht fast völlig ratlos da und ist nur auf die Zaubersprüche der Fetischpriester, auf narkotische Mittel oder auf allerhand Pflanzen-Absud angewiesen. Bricht eine Infektionskrankheit aus, wie das Fieber, die Pocken, so verbreitet sich die verheerende Seuche in schrecklicher Weise, und ganze Hekatomben armer Kinder fallen ihr zum Opfer. In rührender, ja in tief ergreifender Weise gibt sich der Schmerz der trostlosen Mutter überall kund. Mit wilder Zärtlichkeit hängt die australische Mutter an der Leiche ihres Kindes und vermag sich nicht von ihr zu trennen. Nicht selten trägt sie die entseelte Hülle ihres Lieblinge monatelang in dem Sack, auf welchem sie schläft, bis nur noch

die Knochen übrig bleiben, die sie zuweilen zu einem Ganzen zusammenstellt, um sich aus den schauerlichen Überresten die kleine geliebte Gestalt zu vergegenwärtigen. Und endlich — wenn die allmächtige Wirkung der Zeit das blutende Mutterherz einigermaßen beruhigt —, werden die Knochen verbrannt und die Asche vergraben.* Auf den Gilbertinseln bewahrt die trauernde Mutter Knochen und Schädel des verbliebenen Kindes auf, nachdem sie die kleine Leiche so lange bei sich getragen, bis sie zerfallen. Die letzten Überreste werden dann öfters gesalbt und mit Speisopfern versehen.** Auch die marianischen Mütter verfahren, wie Waitz berichtet, in ähnlicher Weise; „sie trugen ein Schnürchen um den Hals, an welchem die Zahl der Nächte, seit welchen das Kind tot war, mit Knoten bezeichnet wurde.“

Besonders groß ist der Schmerz australischer Eltern bei dem Tode ihres Erstgeborenen. „Stirbt ein solcher in Doreh, nachdem er das Säuglingsalter erreicht hat, so legt man die Leiche in eine Prahu, die auf ein Gerüst gestellt wird; unter diesem hat die streng fastende Mutter ein Feuer zu unterhalten, bis sich der Kopf vom Rumpfe trennt. Dann wird der Körper begraben, der Kopf aber in die elterliche Wohnung gebracht und getrocknet. Die Mutter stellt ihn dann auf und er gehört dann zu den „Korwar“, d. h. Hausgötzen, welche für alle Zeiten im Hause bleiben.***

So groß die Liebe der Indianer-Eltern für ihre Kinder ist, so tief ist auch die Trauer, mit welcher sie den Tod eines geliebten Kindes beweinen. Wie einst im Altertum dem Kind allerhand Spielzeug mit in das Grab gegeben wurde, so wird auch das tote Indianerkind mit allem, was ihm lieb war, in die kühle Erde gebettet. Der Indianer glaubt an ein anderes Leben nach dem Tode und wünscht, daß das Kind seine Lieblingsfachen dort nicht misse.

In verschiedener Weise äußert sich der Schmerz der Mutter bei den Naturvölkern; wenn die Mota-Mutter in ihrer Verzweif-

* Dr. Bloß.

** Waitz.

*** Dr. Jung.

lung über den Tod ihres Lieblinges sich das Gesicht verstümmelt und die Mutter bei den Patagoniern in ihrem Schmerze ihren Schmuck und ihre ganzen Kostbarkeiten in die Flammen wirft, welche die Wiege des verstorbenen Kindes, das Sattelzeug seines Pferdes und alles, was ihm gehört, verzehren, so trägt die Indianerin, die gewohnt ist, sich zu beherrschen, mit stummer Ergebung ihren tiefen Muttersehmerz. Sie denkt sich stets in sympathischer Beziehung mit der Seele des verstorbenen Kindes. Bei den Sioux-Indianern füllt die Mutter die Wiege, in welcher ihr entschlummerter Liebling gelegen, mit schwarzen Federn aus und meint, daß seine Seele sich noch so lange in den Federn aufhält, bis es alt genug ist, um in das Paradies einzuziehen. Die Federpuppe wartet sie singend und wiegend mit rührender Sorgfalt und sie vermag nicht, sich von ihr zu trennen. Trotz aller Lasten, die ihr aufgebürdet werden, hängt sie noch die Wiege um ihre Schulter und trägt sie hunderte von Meilen bei den Zügen ihres Stammes durch die pfadlose Wildnis des Urwaldes, durch das wogende Grasmeer der Prärien.

Ihrem entschlafenen Kinde singt die arme Indianermutter in melancholischen Weisen ein trauerndes Lied:

„Liebes Kind, ich gehe weit weg von dir!

Wann werden wir uns wiedersehen und am Ufer zusammengehen? —

Ich fühle den Gruß der süßen Seelust an meiner Wange.

Ich höre das ferne Rollen des traurigen Donners.

Ich sehe den zuckenden Blitz auf dem Bergesgipfel,

Der alles erleuchtet; aber du bist nicht bei mir. —

Mein Herz ist betrübt und voll Sorge,

Lebe wohl, liebes Kind, ohne dich bin ich trostlos.“

Und wieder verstummt ihr Lied.

Stundenlang sitzt sie wieder in tiefer Einsamkeit und lauscht dem Rauschen des talabwärtsseilenden Stromes, dem Sausen des Windes, wenn er die stattlichen Wipfel der Douglastanne mächtig schüttelt, wenn er ächzend durch niederes Erlengebüsch fährt, in Sumahsträuchern flüstert und leise im Schilfrohr klagt.

Nur zuweilen entringt sich dem gepreßten Herzen ein Klage-laut — ein einziger Schrei, des ungeheuren Wehs, das ihre Brust bedrückt.

Von ferne ertönt das Gebrüll eines wilden Thieres, der schaurige Ruf eines Nachtvogels — — — sie hört es nicht.

Sie gewahrt es nicht, wie die Schatten der Nacht sich allmählich niederensenken, wie aus den in der Dunkelheit hervorleuchtenden Wigwams die hellen Flammen auflodern, wie die hin und her sich bewegenden Gestalten in gespensterhaften Silhouetten sich von der weißen Zeltwand abheben — wie verspätete Nachzügler beutebeladen heimkehren, freudig bewillkommt von den Frauen, von den Kindern und ihr Ohr vernimmt fröhliche Stimmen, helles süßes Kinderlachen.

Ach! — nie wird sie den Gatten begrüßen mit ihrem Liebling im Arme — nie wieder wird er bei ihren Liedern einschlummern an der braunen Brust, die ihm den Quell der Nahrung reichlich geboten —, nie wieder blinken ihr seine dunklen glänzenden Augenlein entgegen —, ihre Sterne sind erloschen —, nie wieder wird er fröhlich springen und tanzen inmitten der jubelnden Kinderschar — ach! seine Füßchen sind kalt und erstarrt — nie wieder singt er mit den Gespielen das lustige Lied von der Feuerfliege:

„Wawatejji!“ — „Wawatejji!“

Sein Mund ist geschlossen — tot — tot — tot. — Dunkle Wolken ziehen sturmgejagt über den Horizont und einzelne schwere Tropfen — Tränen des Himmels — fallen nieder auf das gramgebeugte Haupt der verwaiseten Indianermutter! Sie preßt die Hände krampfhaft zusammen, und ihren bebenden Lippen entringt sich ein Klagegelaute:

Wehe!